

Beim Ort genommen

Mit Kampfgeist und Kreativität trotzen heimische Kunstveranstalter fern der städtischen Ballungsräume allen Widerständen. Ein Plädoyer für die Helden regionaler Kulturarbeit.

VON STEFAN GRISSEMANN

Wenn die alte Rede von der Kulturnation Österreich geschwungen wird, sind sie kaum je gemeint: die leidenschaftlich um künstlerische Nahversorgung kämpfenden regionalen Veranstalter, die ehrenamtlich agierenden Teams lokaler Kulturinstitutionen. Dabei arbeiten sie oft viel heroischer an der kreativen Grundausstattung Österreichs als die teuren Ensemblemitglieder honoriger Staatstheater oder die pragmatisierten Dienstleister in der Philharmonie. Denn die Politik hat an ihnen traditionell kaum Interesse, und in den städtisch geprägten Medien kommen sie allenfalls am Rande vor. Das Einzige, worauf sie wirklich zählen können, sind ihr Eigensinn sowie ihr Publikum, das sie sich erarbeitet haben – und hier ist ausdrücklich nicht die Rede von den vielen Sommertheatern, Operettenfestivals und Landesgartenschauen, die zwar meist gut besucht in überaus fotogener Naturszenarie stattfinden, aber oft genug völlig anonym, international formatiert und von ihren Schauplätzen unberührt stattfinden.

Es geht vielmehr um Initiativen, die das Land, auf dem sie stehen, ernst nehmen, im besten Sinne *bodenständig* daran arbeiten, Tradition und Avantgarde, Brauchtum und Zeitgenössisches ineinander zu denken. Die Kulturredaktion des *profil* hat sich in den vergangenen Wochen auf den Weg in die Regionen gemacht, um ausgewählte Initiativen zu porträtieren und mit jenen gestalterischen Kräften dahinter zu sprechen, die sich erfolgreich dem täglichen Kampf gegen budgetäre und ideologische Engpässe stellen.

Dabei wird deutlich, wie sehr all diese Institutionen ins Soziale ausstrahlen, wie markant ihre gesellschaftliche Wirkung sein kann – und wie sehr im regionalkulturellen Unternehmertum auch politische Basisarbeit steckt. Die Orte und Häuser, die dabei entstanden sind, stellen veritable Biotope dar, nicht nur Treffpunkte, sondern echte urbane Nischen im ländlichen Raum. Und die Utopien sind greifbar: Initiative Kulturarbeit sorgt für die Einbindung interessierter Beobachter, für die Regionalentwicklung, für die Integration von Bevölkerungsminoritäten. So kämpft man stets auch beherzt gegen den schnöden Konsumismus, der weite Teile der Kunstproduktion fest im Griff hat. In den exemplarischen Denk- und Veranstaltungswerkstätten, um die es hier geht, wird nicht in erster Linie für Geld und Zerstreung geackert, sondern für eine greifbare Verbesserung des lokalen Literatur-, Kino-, Mu-

sik-, Theater- und Kunstangebots, notfalls auch um den Preis der Irritation – hier wird Kultur *für* alle, vor allem aber Kultur *durch* alle gemacht.

Kommunikation ist der entscheidende Begriff: Man kooperiert, etabliert Netzwerke, spricht sein Publikum direkt an. Jede Vorstellung führt zu Debatten, zu Feedback, Austausch und Input. „So schmort man nicht nur im eigenen Saft“, meint dazu etwa Klaus Wallinger vom Kulturverein Ebensee, der das Spielerische in der Kulturarbeit betont (siehe auch Interview Seite 84/85). Und Franz Kornberger, Unternehmensberater mit Schwerpunkt Regionalkulturentwicklung, fast zwei Jahrzehnte lang Kulturreferent in Ebensee, daneben aber auch Finanz- und Wirtschaftsreferent, sekundiert: Kultur in der Gemeinde sei „kein Orchideenthema, sondern Bestandteil nachhaltiger Ortsentwicklung, wenn sie autonomie- und identitätsstiftend wirkt, Kulturpolitik auch als Gesellschaftspolitik begreift und Chancengleichheit herstellt“.

„Wir wollen die Leute neugierig machen und zu einem leicht geänderten Denken motivieren; über den Weg der Kultur kommt man an andere Sichtweisen – und zu mehr Toleranz“, sagt Hans Fuchs, Leiter des Kulturvereins KIK in Altaussee. Seit zwei Jahrzehnten schon beliefert der Verein das Ausseerland mit erstaunlich avancierten Kunstprojekten, mit Lesungen, Klavierkonzerten und Kabarett – 400 Veranstaltungen wurden bislang organisiert, an denen mehr als 1000 Kreative beteiligt waren. Zur Hauptbühne im Bad Ausseer Kurhaus kommen überraschende Schauplätze wie Wirtshausbühnen oder zuletzt der steirische Loser, wo man Richard Strauss' „Alpensinfonie“, die vor einem Jahrhundert uraufgeführt worden war, von 120 Menschen, der Musikkapelle Pöllau und ausgewählten steirischen Instrumentalisten, intonieren ließ. Die Verwurzelung im ländlichen Raum steht für Fuchs keineswegs im Widerspruch zu seinem Gegenwartskunstanspruch: Man müsse „die zeitgenössische Kultur mit Alltags- und Volkskultur paaren“, denn Innovation, Zeitgeist und Tradition ließen sich verbinden.

An gutem Willen, auch das ländliche Österreich mit hochklassiger Kultur zu versorgen, mangelt es – wie auch hier zu beweisen ist – somit nicht. Nur am Geld fehlt es weiterhin dramatisch: Kaum mehr als zwei Prozent der Landeskulturbudgets fließen in die freie lokale Szene. Eine seriöse Anpassung der Etats für regionale Kulturarbeit lässt einstweilen noch auf sich warten. >



Unbekanntes Objekt am Traunsee
Die Performance „Der Berg“ von Clemens Bauder, Felix
Ganzer und Ella Raidel, aufgeführt vor wenigen Wochen
im Rahmen des Festivals der Regionen 2015

Herz und Hirn

Im Kulturverein Ebensee hält man zeitgenössische Popkultur hoch – und gibt sich politisch kämpferisch.

Ebensee ist eine Art regionalkultureller Modellfall: ein Salinenort im Salzkammergut, kaum 8000 Menschen leben hier; und doch gibt es eine ungeahnt vitale Veranstaltungs- und Museumsszene, eine Melange aus traditioneller Volkskultur (Glöcklerlauf und „Fetzenfasching“) und linken Medieninitiativen (dorf.tv, Freies Radio Salzkammergut), zudem ein weithin wahrgenommenes Zeitgeschichtemuseum, das liebevoll programmierte Frauenforum und eine das Umland anziehende zeitgenössische Kultur- und Musikszene. Für Letzteres ist der Kulturverein Ebensee hauptzuständig, der seit gut 30 Jahren ein erstklassiges Programmkinofür die Region betreibt und regelmäßig nationale und internationale Größen des Indie-Rock präsentiert. Im August wird beispielsweise der finstere US-Blues-Meister Mark Lanegan hier gastieren. Ein proletarischer Grundgedanke speist den Kulturverein – und ein explizit revolutionärer Geist: Unmittelbar nebenan residiert das Arbeiterheim. Zwischen Volks- und Repräsentationskultur wird hier sehr entschieden nicht differenziert, man arbeitet naturgemäß selbstbestimmt.

Die streitbaren Brüder Klaus und Konrad Wallinger, die in den frühen 1980er-Jahren noch selbst Rockmusik machten, aber zeitgleich schon den Kulturverein gründeten, sind Kulturaktivisten mit Herz und Hirn: Konrad Wallinger ist inzwischen bildender Künstler, kümmert sich aber weiterhin liebevoll um den Kinobetrieb. Sein Bruder ist vor allem für die Konzerte zuständig, aber auch für Fundraising und Politisches: Klaus Wallinger, Manager des Vereins, verwendet gern den Begriff „rhizomartig“, um das Sich-Einwühlen in bestimmte Debatten, das Auf- und Abtauchen subversiver kultureller Strategien zu beschreiben. Er sieht sich als Kulturvermittler, der sein Publikum herausfordern, nicht aber vor den Kopf stoßen will. Er kennt die Grenzen, auch die Entdeckungslust seiner Zuschauer inzwischen sehr genau. So organisiert er Lesungen, Diskussionen, Konzerte, auch Schulfilmvorstellungen, bestens vernetzt mit dem Restkulturangebot in Ebensee. Fair Pay kann er leider nicht bieten: Zweieinhalb angestellte Arbeitskräfte betreiben den Kulturverein – und etwa zwei Dutzend freiwillige und praktisch unbezahlte Mitarbeiterinnen, Praktikanten, Barhilfen.

Das diesjährige Festival der Regionen fand unlängst unter dem Motto „Schichtwechsel“ bei 95-prozentiger Auslastung in der traditionellen „Hacklergemeinde“ Ebensee statt; der experimentelle Charakter fast aller Veranstaltungen schreckte die lokale Bevölkerung keineswegs ab. Und es ist kein Zufall, dass die (bereits an die 140 Vereine vertretenden) oberösterreichische Kulturplattform (KUPF) in Ebensee eine so starke Basis hat: Kultur wird hier als „Möglichkeitsraum“ im Sinne regionaler Vielfalt zelebriert – weit jenseits von Wertungslogik und Ortsverschönerung.



„Es herrscht ein radikales Ungleichgewicht“



Klaus Wallinger, Mitbegründer des Kulturvereins Ebensee, über Selbstausbeutung, Schwellenabbau, Debattenverlust und die Kulturferne der SPÖ.

profil: Unter welchen Bedingungen arbeiten Sie und Ihr Team im Kulturverein Ebensee konkret? Ist das eine tägliche Gratwanderung?

Klaus Wallinger: Wir sind ein Mischbetrieb, ein multifunktionales Haus, sind weder ganz Kino noch nur Konzert- oder Ausstellungsraum. Wir sehen uns als Drehscheibe für verschiedenste Medien, gehen auch in die Literatur, die Malerei, Fotografie und Skulptur. Und wir haben den Vorteil, autonom entscheiden zu können. So können wir für österreichische Verhältnisse relativ gesichert agieren – die Bedingungen sind dennoch prekär, wir arbeiten selbstausbeuterisch, und die Mittel sind ungleich verteilt: Sie fließen



Impressionen vom Festival der Regionen (FdR) in Ebensee 2015 – übrigens zeigt auch das profil-Coverfoto eine FdR-Aktion: eine Szene aus der Trachten-Performance „Fetzung“ von Raja Schwahn-Reichmann und Bodo Hell.

...sehends in die großen Tanker – die Beckgürtel und die urbanen Zentren werden mit Kulturförderungen überfüttert. Mich treibt keineswegs der Neid; die Hochkultur in den Staatstheatern und Konzertsälen soll ruhig blühen! Aber es herrscht ein radikales Ungleichgewicht. In Oberösterreich stehen für regionale Kulturinitiativen lediglich 1,4 Prozent des Kulturbudgets zur Verfügung.

profil: Sie sitzen im Parteivorstand der SPÖ Ebensee – und waren ab 1994 acht Jahre lang Kulturbeauftragter der SPÖ Oberösterreich.

Wallinger: Ja, aber das ist nicht immer schön. Ein prominenter Vertreter der Bundes-SPÖ sagte einmal tatsächlich zu mir: „Was willst du von mir? Wegen Kultur zählt uns kein Mensch!“ Ich halte die SPÖ seit dem Abgang von Rudolf Scholten als Minister für eine eigentlich kulturferne Partei – obwohl ein Kulturminister wie Josef Ostermayer mir auch wieder Hoffnung gibt. Der weiß wenigstens, wovon er redet.

profil: Welche Hürden sind in der Kulturarbeit zu überwinden? Gibt es offenes Misstrauen seitens der Politik gegen Ihre Programme?

Wallinger: Ich habe den leisen Verdacht, dass der Überbau der Politik gar nicht mehr hört, was an der Peripherie gesprochen wird. Als wir angefangen haben, in den 1980er-Jahren, fanden solche Debatten noch regelmäßig statt. Damals gab es heftigen politischen Widerstand gegen die Übernahme des Kinos durch den Kulturverein.

profil: Welche Art der Gegenwartskultur braucht das Salzkammergut?

Wallinger: Regionen profitieren nicht nur von ihren fest eingefahrenen Strukturen, sondern auch vom Öffnen neuer Türen. Ich würde da sogar die Salzkammergut-Festwochen in Gmunden in Schutz nehmen, die wegen ihrer relativ hohen Kartenpreise manchen als elitäres Bürgerfestival gelten. Aber diese Festwochen helfen uns über Kooperationen auch bei der Aufrechterhaltung unseres Betriebs. Man muss die Türen öffnen, um die Menschen zu erreichen, nicht immer neue ökonomische Hürden einbauen. Man muss Schwellenabbau betreiben, wirtschaftlich barrierefrei werden. Bei uns kostet im Regelfall kein Ticket mehr als 20 Euro.

profil: Könnte das Kino Ebensee überleben, wenn es nicht Zentrum eines sozialpolitisch aktiven Kulturvereins wäre und auch als Saal für Kunst, Literatur und drei Dutzend Konzerte im Jahr fungierte?

Wallinger: Nein, das ginge heutzutage unter keinen Umständen mehr. Das wäre bei unseren filmischen Nischenprogrammen ökonomisch fast absurd. Es gab in der Region früher viele Kinos: in Obertraun, Hallstatt, Bad Goisern, Bad Ischl. Unseres ist eines der letzten existierenden hier. Das Megaplex-Syndrom hat fast alle Kinos verdrängt.

profil: Mit welchem Jahresbudget operiert der Kulturverein Ebensee?

Wallinger: Mit 220.000 Euro – seit gut zehn Jahren. Wir schaffen mit de facto immer weniger Geld immer höhere Qualität.

profil: Wie denn? Nur durch Selbstausschüttung?

Wallinger: Ja. Und durch das nötige Know-how, um eine bestimmte Struktur auf hohem Niveau aufrechtzuerhalten. Und

durch ein gewisses Laissez-faire: Würde man sich unentwegt Sorgen wegen der finanziellen Risiken machen, könnte man gleich zusperrern. Für uns ist übrigens die Unterstützung der Gemeinde, die immer hinter uns stand, sehr wichtig. Die Gemeinde Ebensee gewährt uns 4000 Euro jährlich.

profil: Viel ist das nicht.

Wallinger: Nein, aber man braucht diese punktuelle Subvention, um die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass das Land Oberösterreich uns als förderungswürdig erachtet. Und von dort kommen jedes Jahr immerhin 60.000 Euro. Der Bund schließlich subventioniert uns mit 24.000 Euro. Den Rest unseres Budgets – 132.000 Euro – erwirtschaften wir über Eintrittskarten und Sponsorenleistungen. Die Saline etwa unterstützt uns großzügig mit 5000 Euro.

profil: Liegt Ihnen als Manager eines linken Kulturvereins auch der Themenbereich Migration und Integration nahe?

Wallinger: Wir verstehen uns zwar als soziokulturelles Zentrum, aber echte Flüchtlingshilfe übersteigt unsere Möglichkeiten. Wir laden gerne syrische und libysche Flüchtlinge ein, gestalten gemeinsam Programme, aber wir sind keine Sozialarbeiter. Da braucht es qualifizierte Kräfte. Kultur könnte viel mehr leisten, wenn man ihr die Möglichkeiten dafür gäbe, wenn man die personellen und finanziellen Ressourcen aufstockte. Und lokale Kulturveranstalter haben enorme Kompetenz in der Regionalentwicklung. Kultur kann ein Spitzenmotor sein – das sieht man beim Festival der Regionen, da wird unglaublich viel bewegt.

INTERVIEW: STEFAN GRISSEMANN

Waldarbeiters Sensorium

Wenn die Sound-Avantgarde auf die Blasmusikkapelle trifft: In der südsteirischen Provinz lädt die Musikerin Mia Zabelka viermal jährlich zu ihrem unkonventionellen Klangfestival.

Mia Zabelka zeichnet mit der flachen Hand eine Linie in die Luft. „Dort, hinter den Bergen, beginnt Slowenien“, sagt sie. Die Experimentalmusikerin, Komponistin und Festivalveranstalterin steht auf der Bühne des Klanghauses Untergreith – auf einem Holzpodest, das nicht mehr als ein paar Personen fasst. Hier, im südsteirischen Bezirk Leibnitz, an einem Ort, den der ÖBB-Fahrplan nicht kennt, veranstaltet die gebürtige Wienerin viermal im Jahr ihr Klangfestival, zu dem sie Kollegen aus dem In- und Ausland lädt: Die Österreicher Franz Hautzinger, Bertl Mütter, Rupert Huber und Sofa Surfer Wolfgang Schlögl waren schon da, ebenso der Russe Alexei Borisov und die New Yorkerin Lydia Lunch.

Gerade ist Zabelka aus Kroatien zurückgekehrt. Sie lenkt ihr Auto vom Bahnhof Leibnitz zum Klang-



haus, durch Orte, die Namen wie „Heimschuh“ und „Großklein“ tragen, vorbei an Plakaten, die Feuerwehreste, Oldtimerrennen und Hallenfeste bewerben. Da und dort wird Kürbiskernöl feilgeboten, man passiert Agrargeräte und Balkone, auf denen Pel-

argonien wuchern. Das Klanghaus ist nicht ganz leicht zu finden, demnächst sollen Schilder aufgestellt werden. Und wer einmal vor der unauffälligen Fassade steht, würde dahinter kaum einen Hotspot der Sound-Avantgarde vermuten. Betritt man das Gebäude, tut sich ein großer Raum auf – hier werden die Konzerte im Winter abgehalten. Ansonsten musizieren die Künstler vor den Weinbergen, aus deren Reben der Uhdler gekeltert wird, den Zabelka ihren Gästen gerne kredenzt. „Im Winter blickt man von hier aus in den Schnee, sieht Hirsche vorbeilaufen – eine völlig andere Atmosphäre als im Sommer, auch die Klänge sind anders“, sinniert sie.

Die Frau mit dem ansteckenden Lachen besitzt sichtlich die Begabung, andere innerhalb kürzester Zeit begeistern zu können. 2007 gründete sie das Klanghaus. Seit damals kommen bei jeder Veranstaltung ihre Nachbarn vorbei – und noch nie beschwerte sich jemand wegen der nächtlichen Geräuschentwicklung.

Zabelka wurde per Zeitungsinserat Wahlsteirerin: In Untergreith stand ein Haus frei. Von Anfang an interessierte sie sich für die Menschen in der Umgebung. „Ich nahm damals Kontakt mit der Blasmusikkapelle im Nachbarort auf“, erinnert sie sich: „Einige Mitglieder waren sofort sehr offen.“ Der Wiener Musiker Bruno Pisek entwickelte eigens für sie



Das Klanghaus Untergreith, bespielt von der Violinistin Mia Zabelka (Bild links unten) und internationalen Gästen

Improvisationskonzepte, später Rupert Huber, Hans-Joachim Roedelius und Phill Niblock aus New York. Doch was ziehen die großteils urban geprägten Künstler aus der Begegnung mit einer ländlichen Blasmusikkapelle? „Sie erhalten ungefiltertes Feedback – anders als bei Musikern, die mit der Improvisation vertraut sind und wissen, worum es geht“, erzählt Zabelka auf der Terrasse des Klanghauses. Erst kürzlich wurde ihr Engagement bestätigt: Das Kulturministerium sprach ihr den „Outstanding Artist Award“ zu.

So intim ihre Veranstaltungen sind – zumeist zählt man 50, manchmal 70 Besucher – so wenig elitär hält Zabelka sie ab, gewährt sogar freien Eintritt. Arbeiter seien ihr ebenso willkommen wie Uniprofessoren, betont sie. „Waldarbeiter haben sogar ganz eigene Zugänge zur Musik. Ihr Gehör ist sehr gut trainiert, sie haben ein feines Sensorium für Klänge.“ Tatsächlich nimmt man an einem solchen Ort, auf Zabelkas Terrasse mit Blick auf die Wälder und Berge rundum, die Töne intensiver wahr: Als sich die Sonne verzogen hat, ertönt ein merkwürdiges Geräusch, zunächst kaum zuordenbar. Eine Kuh? Eine Tuba? Ein Pferd? Eine Posaune? Zabelka lauscht: Wahrscheinlich ist es eine Säge.

Vielleicht schreibt einmal jemand ein Stück für Waldarbeiter und Elektrovioline: Das Holzpodest des Klanghauses Untergreith, hinter dem die Weinberge abfallen, wäre seine perfekte Bühne.

Symbolpolitik

Ist Regionalkultur dem zuständigen Minister Josef Ostermayer ein Herzensanliegen? GABRIELE GERBASITS, die Geschäftsführerin der IG Kultur Österreich, hat erhebliche Zweifel.

Der einst weite Begriff von „Kultur“ (und damit auch jener von „Kulturpolitik“), der ein wesentliches Merkmal sozialdemokratischen Politik war, verengt sich zusehends. Dieser Trend hat sich unter Claudia Schmied abgezeichnet – und wird von ihrem Nachfolger im Kulturministerium, Josef Ostermayer (SPÖ), forciert.

Feststellbar ist etwa eine klare Fokussierung auf die Agenden der Bundesein-



WWW.BIGSHOTAT / ANJOLA MIJALOVIC FOR PROFIL (4)

Kalte Sau

Das Waldviertler Hoftheater liegt nahe der tschechischen Grenze. Der Betreiber des revitalisierten Bauernhofs beweist seit 30 Jahren, dass Kunst auch in den entlegensten Ecken bestens funktionieren kann.



MARKUSRESSELE.COM

Der Waldviertler gilt als nicht sonderlich gesellig. Für ein Theater ist diese Tendenz zum Daheimbleiben freilich desaströs. Aber nichts ist unmöglich, wenn man auf die Leute direkt zugeht, das beweist die Erfolgsgeschichte des Waldviertler Hoftheaters. „Wir sind von Geschäft zu Geschäft gezogen, haben uns überall persönlich vorgestellt“, erinnert sich Harald Gugenberger (siehe Bild oben rechts) an seine Anfangszeit in Pürbach, einem kleinen Ort, der nur 14 Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt liegt. Gugenberger, ein freischaffender Musiker, und seine Ehefrau, eine Schauspielerin, wollten vor 30 Jahren eigentlich eine „Stätte der Ruhe“ finden, einen Rückzugsort. Entstanden ist eine Begegnungszone: Aus einem ehemaligen Bauernhof wurde das Hoftheater, das mittlerweile 120 Spieltage im Jahr zählt.

An dem Intendanten Gugenberger ist ein Schauspieler verloren gegangen, so lebendig erzählt er im-

mer wieder gerne die Geschichte, wie er den Hof gefunden hat. Es war Dezember und eiskalt. Unter dem Schnee lag noch eine halbe Sau gefroren. Der ehemalige Saustall ist heute die Dramaturgie, zugleich das Theatercafé, das mit alten Stühlen bestückt wurde und Wohlfühlatmosphäre ausstrahlt. Überhaupt ist der Hof bereits eine Inszenierung für sich: ringsum die Felder, drinnen das alte Mobiliar, das aus der Gegend zusammengetragen wurde, eine Bar, in der man gerne hängenbleibt.

Gugenberger, gefördert vom Land Niederösterreich, hat sich seine kämpferische Haltung bewahrt: „Ich habe noch nie einen Bus selber organisiert, und ich gebe Politikern bei mir im Theater kein Podium.“ Auch die Preise sind moderat, einer Gegend angepasst, die nicht gerade reich ist: 24 Euro kostet die teuerste Karte. 65 Prozent der Besucher kommen aus dem Waldviertel, der Rest aus Wien, Linz und sogar München. Der Spielplan ist ein Mix aus Kleinkunst, Literatur, Musik und Theaterboulevard, der durchaus auch brisante Themen abhandelt, etwa im Fall von „Der Flaschengeist“ die Querelen zwischen einer muslimischen Migrantenfamilie und einer streng katholischen Unternehmerfamilie. „Man darf nicht gleich auf elitär machen, man muss die Leute zum Niveau verführen“, sagt der Theaterleiter. Die misstrauischen Waldviertler haben sich erstaunlich gern verführen lassen.

KARIN CERNY

chtungen. Die Erhöhung der Subventionen der Bundestheater um 14 Millionen Euro pro Jahr ist ein eindeutiges Zeichen. Demgegenüber weist die Abteilung für Kulturinitiativen im Kunstbericht 2014 ein jährliches Budget von 5,16 Millionen Euro aus – wohlgerne für sämtliche Kulturinitiativen österreichweit. Sollte nicht allein die Vorstellung, was 14 Millionen für die heimische alternative Kulturszene bedeuten würden, sozialdemokratische Herzen höher schlagen lassen? Aber genau diese Visionen wollte ich Schmied und will sich nun auch Ostermayer nicht leisten.

Sichtbar wird dies nicht nur in der Verteilung der Mittel, sondern auch im Umgang mit den Kräften der freien Szene. Es gibt keine Gesprächsbasis, keinerlei Interesse für die Themen. Um die notwendige

Kompetenz ist es in den Ministerbüros – und auch bei Minister Ostermayer selbst – offenbar schlecht bestellt. Die IG Kultur Österreich bekam nur unter medialem Druck im April einen ersten Gesprächstermin beim Bundesminister. Schwacher Trost: Unter Schmied wurde ein erstes Kennenlernen noch länger hinausgezögert – und konnte auch damals nur mit Hilfe der Medien überhaupt durchgesetzt werden. Das Treffen mit dem amtierenden Minister war ernüchternd: Es sieht ganz danach aus, dass kein einziger der vorgebrachten Punkte seitens des Ministeriums weiter verfolgt werden würde. Entsprechende Signale sind bis heute jedenfalls ausgeblieben. Sozialdemokratische Symbolpolitik.

Worum ging es bei diesem Termin? Um die prekären Arbeitsverhältnisse im Kul-

turbereich – und welche unrühmliche Rolle die Förderpolitik des Bundes dabei spielt; um Vorschläge für Arbeitsplatzfördermaßnahmen im Regionalkulturbereich, die Ostermayer mit dem Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz allerdings ausverhandeln müsste; um Nachhaltigkeit und Kultur, Standards in der Mobilitätsförderung, um Transparenz innerhalb der Kulturverwaltung. Mit einem Wort: um die Zukunft der Regionalkultur.



GABRIELE GERBASITS, 54, ist seit 1996 Geschäftsführerin der IG Kultur Österreich.

Akkordarbeiter

Der Innsbrucker Bibliothekar und Schriftsteller HELMUTH SCHÖNAUER ist Tirols nomadisierender Prosa-Grundversorger.

Helmuth Schönauer kann als der Marathonmann der heimischen Literatur gelten. Er ist auch an diesem wolkenlosen Samstag Ende Juni in Sachen Poesie unterwegs. Am Bahnhof Landeck legt er kurz Rast ein. Kaffeepause. Ein Stoffsack mit dem Aufdruck „Stadtbücherei“ auf dem Tisch, darin der Gedichtband eines Tiroler Autors. Schönauer, T-Shirt und Turnschuhe, redet sehr schnell, kaum hat er einen Gedanken gefasst, ist er auch schon beim nächsten. „Bestseller muss ich nicht lesen. Das machen viele andere“, lacht er. „Bestseller sind der Zucker auf der Lesepyramide. Die Klassiker sind die Kalorien. Die Regionalliteratur entspricht den Ballaststoffen.“

Er selbst liest und schreibt im Akkord. Seit 1978 arbeitet er als Bibliothekar, seit mehr als zehn Jahren ist er als Angestellter der Tiroler Universitäts- und Landesbibliothek als eine Art Lesekultur-Nahversorger unterwegs. Ein Didaktiker, das Gegenbild eines Prosabürokraten. Er verantwortet unter anderem die Ankäufe der rund 200 Tiroler Bibliotheken. Früher war er regelmäßig mit dem sogenannten Bücherbus auf Tour, bis in die engen Gebirgstäler hinein. Fünf Bibliotheken pro Tag, so der damalige Schnitt.

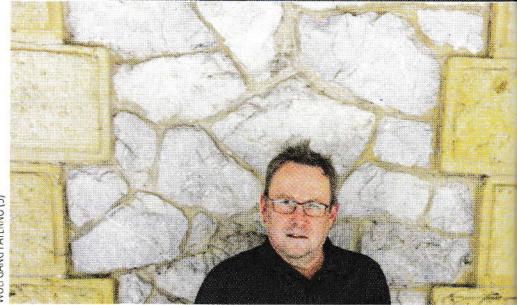
Schönauer, 61, ist auf einem wenig regulierten Feld der Kultur aktiv. Es existiert nach wie vor kein österreichweites Bibliotheksgesetz, das die Agenden der öffentlichen Leseeinrichtungen regelte. Lesen ist Ländersache. Die Vorteile der Dezentralisierung weiß er zu schätzen: „Wir fördern das Lesen von Welt- wie von Regionalliteratur – Faulkner wie den unbekannteren Vorstadtyriker.“

Die Zustellung der Büchersendungen übernimmt inzwischen weitestgehend die Post. Den Kontakt zu den Außenstellen pflegt Schönauer nach wie vor, nur dass er heute lieber mit der Bahn unterwegs ist. „Ich fahre mit leichtem Gepäck“, berichtet er im Landecker Bahnhofscafé: „Sonst bekommt das etwas Inspektorenhaftes.“

In Landeck hat vor mehr als vier Jahrzehnten auch Schönauers Leidenschaft für das Schreiben begonnen. Als Grundwehrgeldner war er in der hiesigen Kaserne untergebracht. Seine im Regionalradio ausgestrahlte Erzählung über die Tristesse des Soldatendaseins brachte ihm mehrere Anzeigen ein. Das Oberlandesgericht urteilte für die Freiheit der Kunst. Er sei, scherzt Schönauer, einer der wenigen „gerichtlich anerkannten Schriftsteller“.

Er hat sich seit damals wenig Ruhe gegönnt. Mehr als 30 Romane hat er geschrieben, sein Lebenswerk sind die „Durchhaltebriefe“: Seit 1982 verschickt er regelmäßig – erst noch postalisch und via Fax, heute mit E-Mail – seine Nachrichten mit aktuellen Buchbesprechungen an sämtliche Tiroler Büchereien und andere Interessierte. Mit „Haltet alle durch!“ sind diese Sammlungen von durchwegs positiven Rezensionen jeweils überschrieben. 4000 davon erscheinen nun auch gesammelt in Buchform, in vier voluminösen Bänden. Er hat kein Problem damit, nur Positives über Literatur zu berichten. Er schwört auf seine Methode. „Jede Rezension ist der Beginn eines Gesprächs.“ Er müsse, sagt Schönauer auf dem Sprung in die Landecker Bibliothek, weiterhin ein „gewaltiges Imperium an lesenden Menschen“ mit Buchtipps versorgen. Er hält hoffentlich durch.

WOLFGANG PATERNO



WOLFGANG PATERNO (5)



Reisender in Sachen Literatur: Der Bibliothekar und Schriftsteller Helmuth Schönauer macht kurze Rast auf dem Landecker Bahnhof.



uß fassen

Kunstraum Lakeside am Rande von Klagenfurt setzen sich Künstler verschiedener Ranges mit lokalen Themen auseinander. Unsichere Auseinandersetzungen geht man dabei nicht aus dem Weg.



Die drei ertrugen die Fahrt im Freien stoisch. Reglos standen sie auf dem Transporter, als sie durch die schneebedeckten Wälder fuhren; weder die Frau mit dem Gewehr noch ihre zwei männlichen Kombattanten verzogen eine Miene, als sie durch Dörfer und über öde Landstraßen kutschiert wurden. Sie verharrten zweieinhalb Stunden lang auf dem Wagen. Diese Zeitspanne benötigte das Künstlerduo Nicole Six und Paul Petritsch, als es im März 2015 das Partisanendenkmal vom Peršmanhof nahe Bad Eisenkappel/Železna Kapla-Bela an seinen ursprünglichen Aufstellungsort, den Friedhof von Völkermarkt, führte und damit zurückbrachte an jenen Bauernhof, wo die SS 1945 elf Kärntner Slowenen – vier Erwachsene, sieben Kinder – ermordet hatte.

Die Aktion kritisierte den Umgang mit dem 1946 errichteten Denkmal, das von seinem ursprünglichen, weitaus größer wahrgenommenen Ort in Völkermarkt entfernt worden war – und damit symbolisch für das Verhältnis Nachkriegs-Kärntens zu seiner NS-Vergangenheit steht.

Die aufsehenerregende Aktion von Six/Petritsch wurde vom Kunstraum Lakeside produziert, einem kleinen Ausstellungsort im Lakeside Science and Technology Park am Rande von Klagenfurt. Die Anreise dorthin gestaltet sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln alles andere als einfach. Hochfrequentierte Ausfallstraßen führen vorbei. Vor dem Lakeside Park glitzern in der Sonne die Dächer von Autos – sie nehmen den Platz mehrerer Fußballfelder ein. Und mitten in dieser Umgebung betreiben die Kunstrummacher seit zehn Jahren ein Programm auf hohem Niveau, zeigen nicht nur österreichische Positionen (Lisl Ponger, Ulrike Müller), sondern auch internationale (Július Koller, Ricardo Basbaum).

Seit heuer wird die kleine Institution von Hemma Schmutz geleitet. Die Kuratorin mit Kärntner Wurzeln pendelt zwischen Wien und Klagenfurt. Das erste Projekt, das sie aufs Programm setzte – eben die Aktion von Six/Petritsch – stieß auf breite, wenn auch nicht immer wohlwollende Aufmerksamkeit. So marschierten eines Tages Vertreter eines revisionistischen Vereins in den Kunstraum, betrachteten skeptisch die filmische Dokumentation der Denkmalfahrt. Schmutz' Mitarbeiterin Nora Leitgeb, deren Arbeitsplatz direkt im Ausstellungsraum ist, berichtet einigermaßen entsetzt: „Sie wollten mir klarmachen, dass keineswegs die Nazis, sondern die Partisanen schuld gewesen seien am Peršmanhof-Massaker.“

Wie die anderen Institutionen – vor allem Forschungsinstitute – ist der Kunstraum in einem Ge-



Kunstraum-Lakeside-Mitarbeiterin Nora Leitgeb und Chefin Hemma Schmutz (Bild Mitte); Einblicke in die gegenwärtigen Ausstellungen

bäude mit einer Fassade aus Holzpaneelen und Aluminiumlamellen untergebracht, rundum von Pflaster umgeben, durch das allerlei Grünzeug wuchert. Gerade baut man eine Ausstellung zu der 1973 verstorbenen Christine Lavant auf, jener berühmten Kärntner Dichterin, die kürzlich ihren 100. Geburtstag gefeiert hätte. Kunstschaffende wie Maria Bussmann oder Markus Proschek erdachten eigene Arbeiten für die Schau, auch zwei Zeichnungen von Maria Lassnig sind zu sehen.

Mit ihren Projekten vollführt Schmutz gekonnt den Spagat zwischen Ortsbezug und künstlerischem Anspruch. „Einerseits müssen wir Künstlerinnen und Künstler von außen einladen – um lokale Positionen kümmern sich ohnehin andere. Andererseits ist es wichtig, Verbindungen zu diesem Ort herzustellen. Wir können hier kein x-beliebiges Programm fahren, das von aktuellen Kunstmarktströmungen bestimmt wird. So etwas wirkt vielleicht nach außen hin toll, aber man kann damit nicht Fuß fassen.“ Für Marketing ist kaum Geld da: „Ich muss mir mein Publikum für jede Ausstellung aufs Neue suchen.“ Die Studierenden der Universität nebenan, die Gäste des Bachmann-Wettlesens, jene, die sich mit der Kärntner Zweisprachigkeit beschäftigen: Die Besucherstruktur ergibt sich aus den Inhalten des Programms.

Wer den Weg in den Kunstraum Lakeside auf sich nimmt, interessiert sich wirklich für die Ausstellungen hier. Auf lässig-gelangweilte Besucher, wie man sie oft in Wiener Galerien herumerschlendern sieht, stößt man hier kaum.

NINA SCHEDLMAYER

en
ch
ge
ik
so.“

Dorfgeflimmer

Während die urbane Kinolandschaft von großen Ketten beherrscht wird, kämpfen Kinos in kleinen Gemeinden ums Überleben. Manche von ihnen mit beachtlichem Erfolg.

Ein Stock über dem Gemeindeamt des 3000-Seelen-Ortes Katsdorf in Oberösterreich sitzt Norbert Dattinger in einem halb verglasten Kobel. Er verkauft Tickets und Snacks für die nächste Kinovorstellung. Anschließend wird er die Besucher in den Saal bitten und die Vorführung starten. Die Lichtspiele Katsdorf: zwei Säle, 150 Plätze, eine One-Man-Show. Der hauptberufliche Jurist ist Chef und neben seiner Mutter auch einziger Mitarbeiter des Gemeindekinos. Sein Geschäftsmodell: Programm kino und Kinderfilme. Nur 20 Minuten Autofahrt trennen die Katsdorfer Jugend von den großen Kinokomplexen um Linz. Vom „Jahrmärkt mit Popcorn und Cola“, wie Dattinger sie nennt.

Hubert Lehner wurde die Nähe zur Landeshauptstadt zum Verhängnis. Er betrieb das kommerziell ausgerichtete Ein-Saal-Kino „Treffpunkt“ in Rohrbach im Mühlkreis. 2012 musste er schließen, wenig später wurde das Kino dem Erdboden gleichgemacht. In den Monaten vor dem endgültigen Aus blieben die meisten Kinossessel bereits leer. „Oft bin ich nach einer halben Stunde wieder nach Hause gefahren, weil kein Mensch zur Vorstellung gekommen ist“, erinnert sich Lehner. Den Todesstoß lieferte die Digitalisierung. Denn mit stetig sinkenden Besucherzahlen hätte sich die Investition von rund 100.000 Euro niemals rentieren können.

Auch Dattinger hatte mit der Digitalisierung zu kämpfen: Die Gemeinde konnte das für die Umstellung nötige Geld unmöglich aufbringen, die Lichtspiele wurden bereits für tot erklärt. „Aber ich hätte es ohne das Kino nicht ausgehalten“, sagt Dattinger.

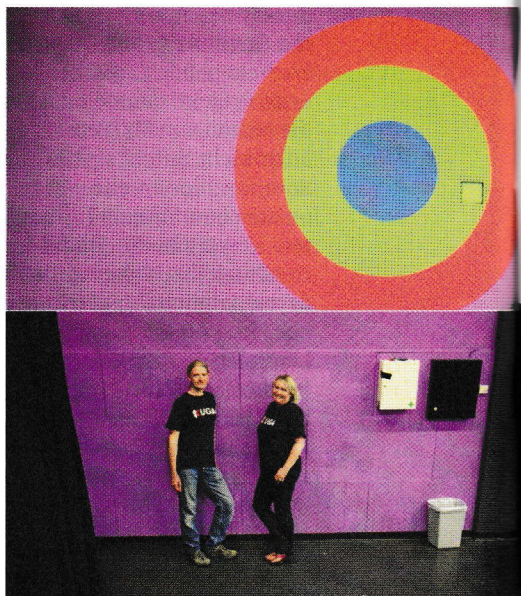
Deshalb investierte seine Lebensgefährtin ihr Erspartes als Privatkredit in das Kino. Rund 17.000 Euro steuerte zudem das Land Oberösterreich bei. Dass das Kino den Privatkredit nie abbezahlen können wird, ist für den Kinonarr Nebensache: „Andere fahren Mercedes, ich hab halt einen neuen Projektor. Ein kleines Kino am Land kann man nicht umsatzgetrieben führen, nur mit Leidenschaft“, meint er.

Für Lehner hingegen wurde die Leidenschaft zunehmend zum Leidensweg. Die Konkurrenz steigt stetig: Während die Zahl der österreichweit bespielten Kinosäle seit 2000 leicht gestiegen ist, ist jene der Lichtspielhäuser in demselben Zeitraum um mehr als ein Drittel gesunken. Kleine Kinos schließen oder expandieren, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Auch der Staat greift den Provinzkinos kaum unter die Arme. Hubert Lehner habe neben Abspielprämien nur ein einziges Mal, in den 1990er-Jahren, eine Förderung erhalten. „Für den laufenden Betrieb bekommen wir derzeit gar nichts“, stimmt Norbert Dattinger zu. Sein Kino habe zwar bisweilen eine jährliche Prämie, rund 3000 Euro, bekommen, doch auch diese Förderung gebe es längst nicht mehr. Regelmäßige Subventionen erhält er weder von Bund noch Land, auch von der Gemeinde Katsdorf nicht. Diese steht zwar als Eigentümerin ideologisch hinter der Einrichtung, doch finanziell ist das Kino auf sich selbst gestellt. Kommerziell geführte Kinos hätten ob der starken Konkurrenz sowieso keine Chance mehr, so Lehner: In den Jahren vor der Schließung seines Kinos seien oft nur 100 Besucher im Monat gekommen. Um keine Verluste zu schreiben, hätte es rund zehn Mal so viele gebraucht.

Dattinger konnte sich über Jahre hinweg ein Kernpublikum aufbauen. Er verzeichnet etwa 1500 Besucher im Monat. Das Kino schreibt schwarze Zahlen. Nur wenige hundert Euro des Gewinns fließen an die Gemeinde, der Rest wird sofort wieder in das Kino investiert. „Es bedarf ständiger Neuerungen“, gesteht Dattinger ein. Ans Aufgeben denkt er dennoch nicht. Der 55-Jährige will das Kino weiterführen, so lange es seine Kraft zulässt. Wie es danach weitergeht, ist unklar. Einen kinointeressierten Nachfolger gibt es noch nicht. JOHANNA HABRING

Gegen die soziale Vereinzelung: Kuga-Geschäftsführer Karazman (li.) und Vereinsvorsitzende Stein-Pauer im großen Veranstaltungssaal des mittelburgenländischen Kulturzentrums



GEMEINDE KATSDORF (2)

Die Lichtspiele Katsdorf im Mühlviertel, geleitet von Norbert Dattinger (Bild links unten)



Die gute Pest

Das Kulturzentrum KUGA versorgt das Burgenland mit Kabarett, Bauchtanz und Auftritten kroatischer Schlagerstars. Offenheit ist hier Programm – außer einer bestimmten Partei gegenüber.

Das ganze Dorf hätte hier Platz. Im großen Veranstaltungssaal des Kulturzentrums Kuga stehen 500 schwarze Sessel. Im burgenländischen Großwarasdorf, in dem sich die Kuga wie ein gestrandeter Wal erhebt, leben 600 Menschen. Kuga, das kroatische Akronym für „Interkulturelles Zentrum“, steht einerseits für Weltoffenheit. Der Name erzählt aber auch viel über die Geschichte der 1982 gegründeten Institution. „Kuga“ ist das kroatische Wort für „Pest“. Man habe die Doppeldeutigkeit der Namensbenennung als einen Akt der Abgrenzung empfunden, erinnert sich Gerlinde Stern-Pauer. Man wollte sich von Volksmusik und Burschenschaften im Nachbarort abgrenzen. Es ging auch um Provokation, so Alex Karazman. Stern-Pauer, 54, ist heute die ehrenamtliche Vereinsvorsitzende der Kuga, Karazman, 47, arbeitet als Geschäftsführer des Veranstaltungszentrums. Karazman, Pferdeschwanzfrisur und ausholende Gesten, ist der lustige, zu spät gekommene 68er, Stern-Pauer die streitbare Pragmatikerin. „Die Regionalkultur unterliegt einem fundamentalen Wandel“, sagt sie. „Heute achtet jeder Dorfbürgermeister darauf, ein sogenanntes Kulturzentrum zu betreiben, in dem bunte Unterhaltungsabende stattfinden können. Es gibt auch kein homogenes Zielpublikum mehr, das man ansprechen könnte. Deshalb setzen wir ebenso auf Rock- und Kabarettveranstaltungen und Konzerte mit Oliver Dragojevic, dem kroatischen Udo Jürgens, wie auf Nischenangeboten – Pilates, Bauchtanzkurse, Töpfern, Minderheitenradio und Nachwuchsförderung. Im Zeichen der regionalen Mehrsprachigkeit und eines offenen Kulturbegriffs proben wir den Spagat zwischen Mainstream und Originalität.“ Selbst Hansi Hinterseer wäre willkommen, ergänzt Karazman, würde der Sänger doch Geld in die Kassen spülen. Geldsorgen sind Karazmans Geschäft. Seit 18 Jahren werden die Bundessubventionen nicht erhöht. „Über ein Hinterseer-Konzert müssten wir erst noch offen diskutieren“, antwortet Stern-Pauer. Offen ist ein Wort, das hier oft fällt. Man sei auch allen Parteien gegenüber offen, nur gegenüber einer nicht. Deshalb sitzt auch niemand von der FPÖ im Beirat. „Regionale Kultur ist heute wichtiger denn je. Wir sind ein Begegnungsort. Wir setzen Gegentrends zu den absoluten Individualisierungs- und Vereinzelungserscheinungen der Zeit“, sagt Stern-Pauer. W. P.

Leerstände bespielen:
Eva Scheffknecht (li.)
und Ursula Dünser vor
dem BazArt-Büro in
Hohenems



Zum Beißen

In Vorarlberg herrscht tendenziell Kulturüberangebot. Ein Treffen mit Kunstmarkt-Netzwerkerinnen, Gesangsverein-Initiatoren und Regionalkulturpionieren.

Das Haus, in dem das Atelier von Ursula Dünser untergebracht ist, wurde kürzlich zu neuem Leben erweckt. Die Fotografin arbeitet in Hohenems in einem revitalisierten Bau von 1872, einem ehemaligen jüdischen Armenhaus. Der Abschluss der Renovierungsarbeiten wurde mit einer meterlangen Inschrift aus einem alten jüdischen Text an der Fassade gefeiert: „Ich bin zurückgekehrt, ich weiß nicht wie. Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.“

Seit einigen Jahren richtet Dünser, 36, gemeinsam mit der Architektin Eva Scheffknecht, 31, und der Fotografin Karin Nussbaumer die Kunstmesse BazArt aus, die Gastronomie, Live-Musik, Performances und Kunsthandel vereint. „Wir bespielen Leerstände oder andere ungewöhnliche Orte, die man in jedem Dorf finden kann“, sagt Dünser. Der nächste BazArt findet Ende August in einer Kerzenfabrik statt, einige tausend Besucher werden erwartet. Die Aktivistinnen eröffnen heuer auch ein Kunstlabor, das durch Crowdfunding finanziert werden soll. Bund und Land halten sich mit Zuschüssen noch nobel zurück. „Vielleicht passiert ja ein Wunder“, sagt Scheffknecht. „Es wäre als positives Signal für die Tatsache zu werten, dass die Provinz enormes Potenzial besitzt.“

Weiter nach Lustenau, in das Lokal „Freigeist“, wo Peter Füßl, Willi Pramstaller und Peter Niedermair an einem Samstagmorgen Ende Juni bereits warten. Füßl, 58, und Niedermair, 61, geben seit 30 Jahren die Monatszeitschrift „Kultur“ heraus. Pramstaller, 61, programmiert sein Kleinkunstfest „Seelax“ alljährlich als eine subkulturelle Alternative zu den Bregenzer Festspielen. Man darf die drei als Pioniere der Regionalkultur bezeichnen. Sie berichten von einer Zeit, als frömmelnde Ortskaiser die „Mein Kampf“-Lesungen von Helmut Qualtinger verhindern wollten oder als die Wogen wegen eines Balls der Homosexuellen-Initiative hochgingen. Als in Vorarlberg kultureller Stillstand herrschte. „Es war für die Kunst viel zum Beißen da“, sagt Pramstaller, ein

KUGA

WOLFGANG PATERNI (5)

Regionalkultur-Pioniere Pramstaller, Füßl und Niedermair
(v. li.) vor dem Lustenauer Lokal Freigeist

ZENTRAALKUNSTGARAGE

WOLFGANG PREIND



begnadeter Widerspruchsgeist, der viel Erfahrung hat mit der Eskalation der Verhältnisse. „Es ist heute unvorstellbar, welcher Mief damals herrschte“, stimmt Niedermair zu. Er lebte in New York. Er könnte sein Langzeitmotto dem Filmmacher Herbert Achternbusch entlehnt haben: Auch er wird so lange in Vorarlberg bleiben, bis man es der Gegend ansieht. Heute sei Vorarlberg dagegen geradezu Regionalkulturweltmeister, so die drei übereinstimmend. „Vor 30 Jahren füllten wir mit Not eine Seite der ‚Kultur‘ mit Veranstaltungshinweisen“, erinnert sich Niedermair. „Heute umfassen die Termine 12 Seiten.“ Er wirkt dabei so, als wisse er nicht ganz genau, ob er darüber froh oder traurig sein sollte. Eines der Probleme sei, sagt Füßl, der bei schnellem Hinsehen ein wenig an einen Boxer erinnert, dass das Land zugleich „Weltmeister im Hochhalten des Ehrenamts“ sei. Ehrenamtlich als Synonym für Geldsparen. „Dabei braucht es in der Kulturarbeit qualifizierte Leute, nicht nur die Oma, die unentgeltlich Kuchen bäckt.“ Pramstaller hält dagegen: „Die Idee der professionellen Kulturvermittlung ist überschätzt. Explosives wird so entschärft und auf touristische Verwertbarkeit heruntergebrochen.“ Die Veteranen geraten ins Diskutieren.

In Dornbirn sitzt Martin Hartmann, 37, im Gasthof „Schwanen“. Er ist hier Stammgast. Hartmann ist Radiojournalist, Bandgründer und Mitinitiator des „Liederkranzes Frohsinn“, der seine Treffen im „Schwanen“ abhält: ein loser Freundeskreis, der sich zum Singen zusammenfindet. Hartmann hat eine blaue, 242 Seiten starke Mappe dabei, mit Noten und Texten – von „Heimweh“ (Freddy Quinn, 1956) bis „Dream a little Dream“ (The Mama and the Papas, 1968). Der „Liederkranz Frohsinn“ ist Traditionspflege mit Augenzwinkern. „Es geht um das Bedürfnis, Bier zu trinken und Lieder zu singen“, lacht Hartmann. Es gehe aber auch darum, selbst kreativ zu werden. „In Wien war ich nur kreativ.“ Die Probleme der Regionalkultur verflüchtigen sich beim Singen. „Hätt i a klä meh Geald“, stimmt der Liedkreis zuweilen an. W. P.